

Caroline Bono-Hörler

Allein gegen Goliath

Wie mein rundumversichertes
Leben zum Albtraum wurde

WÖRTERSEH

Caroline Bono-Hörler

Allein gegen
Goliath

Wie mein rundumversichertes
Leben zum Albtraum wurde

Bearbeitet von Marc Zollinger

WÖRTERSEH
WÖRTERSEH

Dieses Buch gründet auf Caroline Bono-Hörlers Tagebuchnotizen. Zum Schutz der Persönlichkeitsrechte von natürlichen und juristischen Personen wurde ein großer Teil der Namen und Ortsangaben geändert. Alle im Buch verwendeten Zitate sind so übernommen, wie sie aufgezeichnet wurden, samt ihren Fehlern in Grammatik und Orthografie.

Alle Rechte vorbehalten, einschließlich derjenigen des auszugsweisen Abdrucks und der elektronischen Wiedergabe.

© 2010 Wörterseh Verlag, Gockhausen

Juristisches Lektorat: Dr. Georg Gremmelspacher, Rechtsanwalt, Basel

Lektorat: Jürg Fischer, Zürich; Andrea Leuthold, Zürich

Korrektorat: Andrea Leuthold, Zürich

Umschlaggestaltung: Thomas Jarzina, Holzkirchen

Foto Buchcover: Marcel Studer, Zürich

Layout, Satz und herstellerische Betreuung: Rolf Schöner,

Buchherstellung, Aarau

Druck und Bindung: CPI books, Ulm

Print ISBN 978-3-03763-013-6

E-Book ISBN 978-3-03763-506-3

www.woerterseh.ch

Vorwort

Was sind die Ursachen für die Misere, in die Verletzte nach Kopf- und Halstraumen geraten, und wer ist mitschuldig am traurigen Schicksal dieser Verletzten? Ist es nur das Versicherungswesen? Ist es nur die Justiz? Meine Antwort lautet: Es ist auch die Medizin und dort der wissenschaftliche Forschungsstand auf dem Gebiet des Kopfgelenkes, und es sind wir Ärzte, insbesondere die, welche den oder die Unfallverletzte primär behandeln.

Distorsionsverletzungen der Halswirbelsäule (HWS) und Schädeltraumen sind inflationsartig angestiegen. Paradoxerweise spielt die Sicherheit im Fahrgastraum moderner Pkws eine Rolle. Wo früher tödliche Verletzungen resultierten, werden Aufpralle heutzutage durch Knautschzonen aufgefangen. Die Verletzungshäufigkeit an der HWS aber ist dadurch in die Höhe geschneit. Der Fahrer, angeschnallt auf seinem Sitz, wird großen impulsartigen Beschleunigungen ausgesetzt, die am Rumpf beginnen und sekundär über die HWS auf den Kopf übertragen werden. Es kommt zu starken Relativbewegungen zwischen Rumpf und Kopf, die von der Muskulatur des Halses kaum gebremst werden können und zu einer Distorsion der HWS führen. Dabei kommt in vielen Fällen auch noch ein stumpfes Schädeltrauma hinzu.

Der wissenschaftliche Stand, insbesondere bei der Beurteilung der möglichen Folgen eines HWS-Schleudertraumas, ist absolut unbefriedigend. Für diese Problematik gibt es zurzeit mehr als 10000 wissenschaftliche Publikationen, die zum Teil kontrovers diskutiert werden. Das

betrifft besonders das Atlantooccipital-Gelenk – also die Verbindung zwischen Körper und Kopf des Menschen. Die große Frage ist: Welche Schäden sind bei der Verletzung dieses Kopfgelenkes im Bereich des zentralen Nervensystems überhaupt möglich und wie sind sie wissenschaftlich begründbar? Dass bei schwersten Verletzungen der HWS der Tod oder eine komplette Querschnittslähmung mit schlimmsten Folgen für den Verletzten, wobei der Rollstuhl noch das geringere Übel ist, auftreten, wird nicht diskutiert. Und für die Folgen von mittelschweren oder leichteren Verletzungen der HWS gibt es extrem unterschiedliche wissenschaftliche Meinungen.

Man hat versucht, HWS-Verletzungen, bei denen keine Frakturen oder massivere Verletzungen des Halsmarkes vorliegen, zu klassifizieren. Die Klassifizierungen sind allesamt umstritten. Das Gleiche gilt für biomechanische Gutachten. Bei Kollisionen spielen außer der Geschwindigkeit des Aufpralles und der damit verbundenen mechanischen Veränderung an den Kraftfahrzeugen viele andere Faktoren eine Rolle, Faktoren wie Überraschungseffekt, Muskeltonus im Halsbereich, Kopfstellung, allgemeine Muskelkonstitution, Alter und so weiter. Doch man hätte ein Instrument in der Hand: Die modernen Untersuchungstechniken, zum Beispiel das Audio-EEG und die Video-Elektronystagmografie, erlauben nicht nur die Objektivierung von Schäden, sondern auch ihre Lokalisation, und dies unabhängig von der Kooperation des Patienten – die Ergebnisse werden computertechnisch aufgezeichnet und nachvollziehbar dokumentiert.

Eine solch moderne radiologische Technik zur Abklärung struktureller Schäden ist eminent wichtig, aber – man kann funktionelle Schäden nach solchen Verletzungen, dazu gehören Hör- und Gleichgewichtsschäden und die Schmerzsymptomatik, auch damit nicht erfassen. Eine solide ärztliche Untersuchung ist daher unumgänglich. Diese, wie auch die entsprechende Therapie, wird von vielen Ärzten, die diese Verletzungen

behandeln, aber leider nicht beherrscht.

Das ablehnende Urteil des Bundesgerichts im Fall von Frau Dr. Bono stützt sich weitgehend auf die Aufzeichnungen des oder der Ärzte, die sie kurz nach dem Unfall im Krankenhaus ambulant untersucht und behandelt haben. Wenn man diese sogenannten ersten Befunderhebungen liest, ergibt sich unweigerlich die Schlussfolgerung, dass die Mitschuldigen an dem medizinischjuristischen und versicherungsrechtlichen Leidensweg von Frau Dr. Bono der oder die erstbehandelnden Ärzte sind. Denn wären alle vorgebrachten Beschwerden von Frau Dr. Bono klar dokumentiert worden und wären entsprechende Untersuchungen und eventuell auch Behandlungen durchgeführt worden, hätte der Patientin ein langer Leidensweg erspart werden können.

Als Hals-Nasen-Ohren-Konsiliarius war ich über 25 Jahre an einer der größten Unfallkliniken Norddeutschlands tätig. Ich weiß, dass der erstbehandelnde Arzt nach offiziellem Dienstschluss oft ein unerfahrener Assistenzarzt ist, der Hemmungen hat, den übergeordneten Oberarzt zur Beratung hinzuzuziehen. Nach meiner Erfahrung würde aber ein kurzfristiger stationärer Aufenthalt des Patienten zur Beobachtung und zum Zwecke der Hinzuziehung weiterer Spezialisten enorm helfen. Dies hätte auch bei Caroline Bono helfen können.

Fazit: Bei Gericht ist man bekanntlich wie auf hoher See – nämlich in Gottes Hand –, aber die Justiz und auch die Versicherungen sind auf gut dokumentierte, wissenschaftlich begründete medizinische Befunde und Gutachten angewiesen. Im Fall Bono ist ein sträfliches diagnostisches und therapeutisches Fehlverhalten der erstbehandelnden Ärzte vorhanden. Denn werden zusätzliche Verletzungen zur HWS-Distorsion erst später erkannt, ist es für die Versicherten enorm schwierig, vor dem hohen Gericht noch zu ihrem Recht zu kommen. Aus medizinischer Sicht müssten die bei Frau Dr. Bono erst später erkannten weiteren organischen Verletzungen

der HWS und des Hirns gleichwohl von den Gerichten und den Versicherungen anerkannt werden. Immerhin ist die Verschiebung des Dens axis auf dem ersten Röntgenbild nach dem Unfall sichtbar, die Hirnschädigungen, die Verletzung des Hirnstammes und des Rückenmarks sind heute noch nachweisbar.

Die Tagebuchaufzeichnungen von Frau Dr. Bono sind ein erschütterndes Dokument des Versagens der Medizin, der Justiz und des Versicherungswesens. Was diese tapfere Frau durchgestanden hat, wird jeden Leser tief beeindrucken. Mit ihrem Kampf ist sie ein Vorbild und ein Trost für alle, die ein ähnliches Schicksal erlitten haben.

*Prof. Dr. med. Hans Lamm,
Hals-Nasen-Ohren-Arzt und Gutachter für
Berufsgenossenschaften, Unfallversicherer und Gerichte in
Hannover*

Der Tag, der mein Leben veränderte

Es ist Dienstag, der 19. November 2002. Ich befinde mich auf dem Weg nach Zürich in die Kanzlei von Hammer Kaltenbach Rechtsanwälte, wo ich als juristische Mitarbeiterin und Mediatorin angestellt bin. Ich habe dort ein Mediationsteam von Wirtschaftsanwälten aufgebaut, leite dieses und freue mich jetzt auf das Wochenende, denn ich habe mit meinen Kindern für den Samstagvormittag einen Einkaufsbummel in Deutschland und für den Nachmittag einen Besuch im Circus Conelli geplant. Am Sonntag wollen wir mit meinen Eltern in die Gueteregg wandern. Ich bin alleinerziehende Mutter von vier Kindern und werde durch das Au-pair Katrina unterstützt. Oliver ist fünfzehn, Larissa zwölf, Laura zehn Jahre alt. Rahel hat gerade ihren sechsten Geburtstag gefeiert. Von meinem Mann Leonardo bin ich seit zwei Jahren getrennt, aber noch nicht geschieden.

Auf der Autofahrt zum Büro nehme ich ein ungutes Gefühl in der Bauchgegend wahr. Ich verspüre einen starken Drang, umzukehren und nach Hause zu fahren. Was soll das? Ich habe mir für heute so viel vorgenommen, und ich werde im Büro erwartet!

Erst am Tag zuvor habe ich das volle Arbeitspensum in der Kanzlei wieder aufgenommen, weil ich mich nach der schriftlichen Anwaltsprüfung im September zunächst noch meinem Lehrauftrag an der Universität St. Gallen widmen musste. Ich bin dort Dozentin, unterrichte Wirtschaftsmediation und habe ein neues Modul gestaltet, das im kommenden Dezember zum ersten Mal unterrichtet wird. Die Arbeit hat sich gelohnt, diesen Lehrgang werde ich noch viele Jahre

unterrichten können. Darüber hinaus ist er ausbaufähig.

In der Kanzlei hat sich sehr viel angestaut. Ich werde voll arbeiten müssen, um bis Ende Januar 2003, wenn meine letzte Lernphase für die mündliche Anwaltsprüfung beginnt, mit der Arbeit durchzukommen. Vor wenigen Tagen habe ich erfahren, dass ich die schriftliche Prüfung bestanden habe.

Die Arbeit in der Kanzlei gefällt mir, wir sind wie eine kleine Familie – das mag vielleicht abgedroschen klingen, doch genauso empfinde ich es. Für meine Arbeit habe ich ausnahmslos Lob und Anerkennung erhalten. Ich gehe jeden Tag mit Freude an die Arbeit. Wer kann das schon von sich behaupten? Nicht zuletzt arbeite ich auch sehr gerne mit Alfred Risi zusammen, einem der Kanzleipartner. Wir sind ein Paar. Alfred ist ein genialer Jurist. Er ist reich an Ideen, und die Argumente, die er wählt, um einen Fall zu gewinnen, begeistern mich immer wieder aufs Neue.

Die Weihnachtstage werde ich mit meinem Sohn in New York verbringen. Gleichzeitig wird es auch eine geschäftliche Reise sein, weil ich gemeinsam mit den amerikanischen Trainern Gary Friedman und Jack Himmelstein zusätzlich zur Grundausbildung ein neues Weiterbildungskonzept für von uns ausgebildete Mediatoren entwickle. Mit den beiden Einkommen aus der Anwalts- und der Lehrtätigkeit werde ich endlich am Ziel angelangt sein. Es wird meinen Kindern an nichts mangeln.

Heute muss ich die Konvention für ein Ehepaar mit sehr komplexer güterrechtlicher Auseinandersetzung fertigstellen, es geht um nicht weniger als 35 Liegenschaften. In der ersten Sitzung hatten die beiden noch den Eindruck gemacht, als ob sie kein Wässerchen trüben könnten. In der zweiten Sitzung gifteten sie sich an, und in der dritten beschimpften sie sich aufs Heftigste. Es war eine harte Arbeit. Ich hätte damals nicht gedacht, dass die beiden sich einigen können. Doch jetzt kooperieren sie; alle Punkte sind ausgehandelt, und sie können anständig auseinandergelassen werden. Es bleibt nur noch, alles in eine klare, juristisch durchdachte Vereinbarung zu packen. Ein so

strittiges Scheidungsverfahren hätte sich, wäre es vor Gericht gekommen, über viele Jahre hingezogen.

Ich liebe meinen Beruf. Es macht einfach Sinn, die Vergangenheit aufzuräumen und möglichst schnell gute, einvernehmliche Lösungen zu finden, die allen Beteiligten besser dienen, als wenn der Richter einen Entscheid fällen muss, der nur eine Partei zufriedenstellt – oftmals nicht einmal das.

Gegen Abend ruft mich meine Freundin Virginia an und möchte mich auf einen Kaffee treffen, um mir die Tickets für ihr nächstes Konzert zu übergeben. Virginia ist Opernsängerin. Wir verabreden uns in der Nähe der Kanzlei. Ich bin sehr zufrieden mit der heute und gestern erledigten Arbeit. Wenn ich so weitermache, komme ich bis zur nächsten Lernphase bestens durch. Obwohl ich noch eine Stunde arbeiten wollte, verlasse ich das Büro mit einem guten Gefühl. Ein Schwatz mit Virginia ist jetzt genau das Richtige. Sie hat immer Spannendes zu erzählen.

Nachdem ich mich von Virginia verabschiedet habe, begeben sich mich zu meinem Auto. Es steht auf den Parkplätzen von Hammer Kaltenbach. Der Seniorpartner unserer Kanzlei überlässt mir oft seinen Parkplatz, wenn er nicht im Hause ist. Wenn ich keinen Parkplatz habe, fahre ich mit dem Zug zur Arbeit.

Ich biege auf den Bürkliplatz ein, mein Auto steht zuhinterst in der Kolonne bei der Ampel vor der Quaibrücke Richtung Bellevue auf der linken Spur. Es ist zwischen sechs und sieben Uhr abends. Ich weiß es nicht mehr so genau. Ich hänge meinen Gedanken nach und lasse das Gespräch mit Virginia Revue passieren, während ich auf die Weiterfahrt warte. Wie gewöhnlich in solchen Situationen liegt mein Kopf auf der rechten Handfläche. Den rechten Ellbogen habe ich auf die Armlehne des Autositzes gestellt. Der Oberkörper lehnt nach vorne, der Blick ist nach vorne gerichtet, zum Rotlicht. Ich bin in Gedanken versunken, als es auf einmal einen lauten Knall gibt.

Das Geräusch habe ich noch heute in den Ohren, wie wenn es gestern geschehen wäre: das ohrenbetäubende Geräusch von

Metall, das zerquetscht wird. Ich wurde nicht gewarnt. Vor dem Knall gab es keine Bremsgeräusche.

Danach ist alles um mich dunkel.

Wie viel Zeit vergeht, bis ich wieder bei Bewusstsein bin, weiß ich nicht. Wann und wie ich aus dem Auto gestiegen bin, weiß ich nicht. Wie ich mich hinter mein Auto begeben habe, weiß ich nicht. Meine Erinnerung setzt dort wieder ein, als ich neben einer Frau stehe und sehe, dass ein Fahrzeug ins Heck meines Wagens gedrückt ist.

In diesem Moment habe ich keine Ahnung davon, dass mein bisheriges Leben soeben beendet wurde. Es wird nie mehr so sein wie vorher.

In meinem Leben davor war ich eine »Powerfrau«. Eine, die all das erreichte, was sie sich wünschte. Und noch mehr. Als kleines Mädchen träumte ich davon, Kinder zu haben und eine gute Mutter und Ehefrau zu sein. Nun bin ich glückliche Mutter von vier Kindern. In meinem Leben davor habe ich mein Studium der Rechtswissenschaften mit Auszeichnung abgeschlossen, schrieb eine Dissertation, hatte eine gute Stelle bei einer renommierten Zürcher Anwaltskanzlei, war eine Pionierin der Mediation in der Schweiz und unterrichtete Wirtschaftsmediation. In meinem Leben davor scheiterte nur eines, dies dafür gründlich. Die Ehe zwischen mir und Leonardo, dem Vater meiner vier Kinder. Und damit scheiterte einer meiner größten Wünsche. Der nach einer harmonischen Elternschaft. Für eine Trennung gibt es immer tausend Gründe. Bei Leonardo und mir mag einer der entscheidenden der gewesen sein, dass ich erreicht habe, was ich mir vorgenommen hatte, und von Erfolg zu Erfolg flog, während er nicht so diszipliniert war. In meinem Leben davor hätte ich nie geglaubt, dass ich einst das Opfer eines »Krimis« werden würde. In meinem Leben davor glaubte ich noch an die Rechtschaffenheit der Schweizer Versicherungskonzerne, und ich glaubte daran, in einem Land zu leben, in dem alles mit rechten Dingen zugeht. In

meinem Leben davor war ich ziemlich naiv.

Bereits staut sich eine lange Kolonne hinter uns, mehrere Autofahrer hupen verärgert, was mir unerträgliche Schmerzen in den Ohren bereitet. Die rechte Spur ist befahrbar, die Autos auf unserer Spur müssen dorthin ausweichen. Während die Frau auf mich einredet, nehme ich den Geruch von Alkohol in ihrem Atem wahr. Sie hat eine »Fahne«. Diese Folgerung kann ich zu diesem Zeitpunkt aber nicht ziehen, da ich völlig verwirrt bin. Trotzdem registriert mein Gedächtnis den Geruch. Mich selber nehme ich außerhalb meines Körpers wahr. Es ist, als würde ich neben meinem Körper stehen und der Szene von außen zusehen.

Ich schaue mich um. Mein Auto wurde gerammt. Von hinten betrachtet, steht das Auto der Frau etwas nach rechts verschoben da, sodass es mit seiner linken Vorderseite bis etwa zur Mitte der Rückseite von meinem reicht. Es steht außerdem schräg zu meinem. Weil ihr eingedrücktes Auto an der rechten Hinterseite meines Wagens klebt, ist gar nicht ersichtlich, ob mein Auto einen Schaden hat. Die Frau fährt ihres deshalb einige Meter zurück. Nun sehe ich, dass mein Auto kaum beschädigt ist. Und ich bin erleichtert, dass mir selbst nichts passiert ist, wie ich damals zu Unrecht annehme. Ich weiß noch, dass ich gedacht habe: Ihr Auto sieht schlimm aus, meines nicht. Die Motorhaube ihres Wagens ist auf der linken Seite nach oben und hinten gedrückt, steht seitlich auf, liegt nicht mehr auf dem Rahmen auf und ist wie eine Handorgel zusammengedrückt. Die Front ist vorne links bis etwa in die Mitte stark zerbeult, ebenfalls ist das Scheinwerferglas zerschlagen.

Hinter uns hupen immer mehr verärgerte Autofahrer, was für mich unerträglich ist. Mein ganzer Kopf dröhnt, pocht und hämmert. Jedes Geräusch ertönt tausendmal lauter und gelangt ungefiltert in meine Ohren. Ich habe nur einen Wunsch und einen Gedanken: Weg von diesem unerträglichen Lärm, und zwar sofort! Mein Kopf droht zu zerbersten.

Nun brüllt die Unfallverursacherin, den unerträglichen Lärm

übertönend und mit den Armen gestikulierend: »Wir müssen sofort wegfahren, wir blockieren den ganzen Verkehr! Wir müssen weg!«

An Hals und Nacken nehme ich ein leichtes Brennen wahr – dort, wo sich der Kopf mit der Wirbelsäule verbindet. Ich berühre diese Stelle mit der Hand, worauf mich die Frau fragt: »Warum halten Sie sich den Nacken? Sind Sie verletzt? Haben Sie Schmerzen dort?«

»Ich weiß nicht, was ist«, antworte ich und füge an: »Ja. Etwas stimmt nicht.«

Ich schaue der Frau in die Augen, die Hand immer noch am Nacken. »Hier schmerzt es«, sage ich. Es ist kein starker Schmerz, eher ein leichtes Brennen, nicht beunruhigend. Gleichzeitig ist da ein Gefühl, als wäre der Kopf nicht mehr mit dem Körper verbunden. Es fühlt sich an, wie wenn man den Fuß verstaucht hat, aber den damit verbundenen Schmerz im ersten Moment noch nicht richtig spürt. Doch wird auch dieser Vergleich meiner Wahrnehmung nicht ganz gerecht. Es ist schwierig, etwas zu beschreiben, was man zuvor noch nie erlebt hat. Der Schmerz ist jedenfalls tief auf der Schmerzskala, es ist eher die Wahrnehmung, dass etwas anders ist. Es ist, wie wenn man sich geschnitten hat. Man spürt den Schmerz noch nicht richtig, aber man spürt den Schnitt durch die Gewebeschichten. In meinem Fall ist es, als existiere der Nacken nicht mehr, als sei die Verbindung zwischen Körper und Kopf unterbrochen.

Die Lenkerin drückt mir eine Visitenkarte in die Hand und sagt: »Wir müssen hier weg! Es stauen sich schon so viele Autos! Mein Auto ist bei der AVG versichert. Mein Mann arbeitet bei dieser Versicherung und wird das regeln. Sie können mir vertrauen, es ist klar, dass ich schuld bin!«

Aus der hintersten Ecke meines Gedächtnisses meldet sich eine warnende Stimme, die wie durch mehrere Schichten Watte durchzudringen versucht: Du musst etwas machen, ein Unfall ist passiert. Du musst etwas unternehmen. Tu etwas!

Bloß, was?

Ich erhalte keine Antwort. Ich kann nicht logisch denken. Ich nehme mich außerhalb von mir wahr, zugleich dröhnt mein Kopf, es rauscht und pfeift. Und die Geräusche, die von der Umgebung in meine Ohren dringen, sind nach wie vor unerträglich laut. Das alles lässt keinen klaren Gedanken zu.

Doch dann dringt doch etwas durch: Du musst dir den Ausweis zeigen lassen und aufschreiben, wer die Unfallverursacherin ist. Ich lasse mir von der Lenkerin also einen Ausweis zeigen und schreibe die erstbeste Nummer, die ich entdecke, auf die Visitenkarte. Die Nummer lautet U726.8335.U20.

Mein Gehirn ist überfordert. Ich kann mich auf nichts konzentrieren. Ich will nur weg von diesem unerträglichen Lärm. Die Lenkerin sagt noch zu mir: »Ich mache mir Sorgen wegen Ihres Nackens. Rufen Sie mich doch morgen an. Die Büronummer steht auf der Visitenkarte.«

Ohne auf ihre Bemerkung zu reagieren, setze ich mich ins Auto, schließe die Fahrzeugtür und fahre los, endlich weg von hier.

Ich fahre vom Bürkliplatz zum Bellevue und dann weiter die Bellerivestraße entlang. Ich registriere meine Umgebung nicht richtig, es fällt mir schwer, mich auf den Verkehr zu konzentrieren.

Mir ist schlecht. Ich verspüre Brechreiz. Also biege ich in den Parkplatz vor der Badeanstalt Tiefenbrunnen beim Zürichhorn ein, um anzuhalten. Seit dem Unfall müssen etwa zwanzig bis dreißig Minuten vergangen sein. Ich spüre nun auch zunehmende brennende Schmerzen im Nacken, vorerst nur auf der rechten Seite. Mittlerweile ist alle Kraft aus meinem Körper gewichen. Ich bin müde wie noch nie zuvor in meinem Leben. Ich lasse die Rückenlehne etwas herunter und versuche mich ein wenig auszuruhen. Stattdessen wird es mir immer schlechter. Ich steige aus, gehe etwas umher und nehme dabei wahr, dass mir die Umgebung entgegenschwankt. Ich verstehe nicht, was mit mir los ist. Ich bin völlig verwirrt. Eine Stimme sagt mir: So

schnell wie möglich nach Hause fahren! An die darauf folgende Fahrt habe ich keine Erinnerung.

Zu Hause angekommen, habe ich Schmerzen im Nacken und Hinterkopf, welche sich bis vorne zu den Wangen ziehen. Ebenfalls habe ich ziehende Schmerzen im Schultergürtel rechts und auch zwischen den Schulterblättern.

Mir ist speiübel, ich kann mich kaum auf den Beinen halten, meine Arme nicht anheben, fühle mich wie gerädert, lege mich aufs Bett.

Mit den Eindrücken um mich herum bin ich überfordert. Die Bilder überlagern sich. Das Licht ist zu hell, die Geräusche, die aus der oberen Etage von meinen Kindern kommen, sind zu laut. Sobald ich meinen Oberkörper anhebe, schwanken mir die Zimmerwände entgegen, sodass ich mehrere Versuche unternehmen muss, um aufzustehen. Ich will wegen des Brechreizes ins Badezimmer. Doch ich schaffe es nicht. Ich spüre ein starkes Kribbeln wie Ameisenlaufen oder leichte Nadelstiche in der rechten Hand, vor allem in den äußeren Fingern. Später erfahre ich, dass man dies Kribbelparästhesien nennt.

Ich versuche nochmals aufzustehen, wobei ich mich an den Möbeln und Wänden festhalten muss, weil mir die Wände immer noch entgegenkommen und die Umgebung und der Boden schwanken. Endlich schaffe ich es bis zur Toilette. Mir ist sterbenselend. Es würgt mich, aber ich erbreche mich nicht. Als ich meinen Kopf über die Schüssel neige, schießen leuchtende hellblaue Blitze in mein Blickfeld. Ich taste mich an der Wand entlang zurück ins Schlafzimmer und lege mich ins Bett.

Einige Zeit später betreten Larissa, Laura und Rahel mein Zimmer. Sie reden auf mich ein, was mir unerträgliche Ohren- und Kopfschmerzen bereitet. Ich bin völlig verwirrt. Die Kinder sprechen mit mir, ich registriere aber nicht, was sie sagen. Ich versuche sie zu verstehen, erkenne aber keinen Sinn in ihren Worten.

Auf der Notfallstation

Meine Kinder bitten mich mehrmals, in die Notaufnahme des Krankenhauses zu gehen. Irgendwann gebe ich nach. Das Kribbeln in der rechten Hand, das taube Gefühl im rechten Arm und die Kraftlosigkeit in beiden Armen beunruhigen mich.

Larissa und Laura begleiten mich; das Kreisspital Männedorf liegt nur drei Minuten von unserem Zuhause entfernt. An die Fahrt ins Krankenhaus erinnere ich mich nicht. Katrina, unser Au-pair, hat uns dorthin gefahren. Meine Erinnerungen setzen erst ab dem Zeitpunkt wieder ein, als wir in der Notfallstation des Krankenhauses eintreffen und die Kinder mich links und rechts stützend zu einer Liege führen.

Ich liege im letzten Untersuchungszimmer der Station. Ich muss dort zwischen 19.30 und 20.30 Uhr eingetroffen sein. Die Schmerzen im Nacken haben zugenommen, sind aber immer noch erträglich. Viel stärker sind die Kopfschmerzen, die von der Stelle unten am Hinterkopf, an welcher der Nacken in den Schädel übergeht, über den Hinterkopf hinauf bis zum Scheitel und von dort bis zu den Wangenknochen ausstrahlen. Ebenfalls spüre ich ein Ziehen zwischen den Schulterblättern. Es ist ein stetig zunehmender Schmerz.

Meine Töchter sprechen miteinander, und ich muss sie auffordern, leiser zu sprechen, weil ich die Geräusche nicht aushalte. Doch auch das Flüstern ist unerträglich. Ich bitte sie darum, einfach still zu sein, sich auch nicht zu bewegen. Ich ertrage nicht einmal das Rascheln ihrer Kleidung. Die Schwester kommt ab und zu, misst Puls und Blutdruck. Die Geräusche, die sie dabei macht, dröhnen im Kopf wie Messerstiche. Ich bin auch sehr lichtempfindlich, weshalb die Schwester das Licht löscht und nur eine kleine Lampe brennen lässt, deren Strahl von mir weggerichtet ist.

Es dauert sehr lange, bis ein Arzt kommt. Im Liegen kann ich mich etwas erholen, und die Übelkeit verschwindet. Der Assistenzarzt lässt sich kurz ins Bild setzen, was geschehen ist,

und veranlasst, die Halswirbelsäule zu röntgen. Wegen des Schwindels stützt mich eine Schwester und begleitet mich ins nächste Zimmer, wo die Aufnahmen gemacht werden, und wieder zurück. Ich bin froh, dass ich mich wieder hinlegen kann. Der Arzt kommt zurück, schaut sich die Röntgenbilder an und stellt Fragen. Unter anderem will er wissen, ob ich auf den Unfall gefasst war und ob ich nach vorne geschaut hätte. Ich verneine die erste Frage, bejahe die zweite und frage mich, warum er mir solche Fragen stellt. Ich möchte lieber wieder in Ruhe gelassen werden.

Im Liegen spüre ich keine Übelkeit mehr, die Wände bewegen sich nicht mehr, und auch das Kribbeln in der rechten Hand hat nachgelassen, was ich dem Arzt mitteile. In seinem Bericht wird er festhalten, dass jetzt keine Kribbelparästhesien mehr vorhanden seien. Das Thema Kribbelparästhesien wird später wichtig werden, weil sie das Symptom einer Nervenquetschung an der Halswirbelsäule sein können.

Jetzt muss ich mich aufsetzen und den Kopf auf beide Seiten drehen sowie ihn nach vorne und nach hinten neigen. Diese Bewegungen sind sowohl für den Nacken als auch für den Kopf sehr schmerzhaft, aber ich führe sie aus, wie es mir der Arzt aufgetragen hat. Er untersucht meinen Nacken, misst Puls und Blutdruck, zündet mit einer Taschenlampe in meine Augen und prüft auch die Reflexe an Ellbogen und Knie. Ich darf mich sogleich wieder hinlegen.

Der Arzt teilt mir mit, dass ich ein Schleudertrauma erlitten habe. Der medizinische Ausdruck dafür laute HWS-Distorsion und bedeute, dass die Bänder an der Halswirbelsäule (HWS) überdehnt worden seien. Ich hatte den Ausdruck früher schon einmal gehört, weil ein Partner unserer Kanzlei HWS-Verletzte vertritt. Ich weiß aber nichts Genaueres darüber. Der Assistenzarzt verschreibt mir ein muskelrelaxierendes Medikament, Sirdalud 6 mg, und das Schmerzmittel Ponstan. Er teilt mir mit, dass ich eine Woche Bettruhe brauchen werde. Wenn ich Glück habe, könne ich danach wieder zur Arbeit

gehen. 95 Prozent aller Schleudertraumata würden innerhalb einer Woche ausheilen. Er selber habe auch einmal eine HWS-Distorsion erlitten, und nach einer Woche habe er bereits wieder voll arbeiten können. Wenn ich aber nach vier Tagen noch Schmerzen haben sollte, müsse ich mich beim Hausarzt melden oder wieder in den Notfall kommen. Er schreibe mich, sagt er, vorerst für vier Tage arbeitsunfähig. Gleich wird mir das Schmerzmittel verabreicht, weil meine Kopfschmerzen stetig zunehmen. Ich beurteile sie als absolut unerträglich – allerdings mache ich mir keine Vorstellung darüber, was noch auf mich zukommen wird.

Danach warte ich, weil der Notfallarzt noch einen Kurzbericht für den nachbehandelnden Arzt schreiben will, wofür er den Raum verlässt. Ich kann so lange im Notfall liegen bleiben. Die Schmerzen in der rechten Körperhälfte verschlimmern sich. Nehmen im Bereich Nacken, Schultergürtel, oberer Rücken, rechter Arm zu.

Schließlich erhalte ich von der Schwester Bescheid, dass ich nun nach Hause gehen kann. Weil die Schmerzen so zugenommen haben, bringt sie mir ein Glas Wasser, damit ich eine weitere Tablette schlucken kann.

Der Notfallbericht wird vom Assistenzarzt, der mich an jenem Abend betreut, unterzeichnet – nicht jedoch vom diensthabenden Oberarzt, den wir auch nicht zu Gesicht bekommen.

Die Mädchen begleiten mich nach draußen. Katrina wartet bereits vor der Tür. Als ich aufstehe, beginnt es erneut in der rechten Hand und nun auch im Oberarm zu kribbeln, das Taubheitsgefühl stellt sich auch wieder ein, ebenfalls der Brechreiz. Ich bin jedoch überzeugt, dass ich in einer Woche wieder arbeiten kann.

Die erste Nacht

Zu Hause nehme ich das verordnete Sirdalud und lege mich ins Bett. Im Liegen ist es mir nicht mehr schwindlig, und auch das Kribbeln in der rechten Hand verschwindet wieder. Ich nehme das Buch auf meinem Nachttisch zur Hand und beginne zu lesen. Gewöhnlich schlafe ich dabei ziemlich schnell ein. Ich merke jedoch, dass ich mich überhaupt nicht konzentrieren und nichts aufnehmen kann. Ich muss immer wieder zurück zu der Stelle, wo ich zu lesen begonnen habe. Es gelingt mir nicht, die Bedeutung der Wörter zu erfassen. Nach mehreren Anläufen lege ich das Buch zur Seite.

Ich bin völlig erschöpft und schlafe schnell ein. Kurze Zeit später erwache ich wegen der Schmerzen und will in der Küche etwas zu trinken holen. Es ist mir jedoch so schwindlig, dass ich mich sofort wieder hinlegen muss. Schwindel kenne ich nur aus meiner Kindheit, als ich einmal eine Mandelentzündung mit hohem Fieber hatte. Auch auf den früheren Bergtouren war ich immer schwindelfrei; doch jetzt habe ich ein Gefühl, als ob mir die Wände entgegenkommen und der Boden hin- und herschaukeln würde – wie in einem Albtraum. Trotzdem kann ich wieder einschlafen.

Um halb sechs Uhr morgens erwache ich allerdings erneut wegen des intensiven Schmerzes. Rechtsseitig habe ich starke Nacken-, Rücken-, Kopf- und Schulterschmerzen. Meine Umgebung nehme ich übermäßig scharf wahr, so, als schaute ich durch eine zu starke Brille. Die Bilder vor meinen Augen überlagern sich. Jede Bewegung der Augen ist schmerzhaft. Darum halte ich sie nun geschlossen. Ich fühle mich unglaublich schlapp, wie mit hohem Fieber. Dann schlafe ich wieder ein, erwache abermals. Ich habe großen Durst. Die Kraft reicht aber nicht, um aufzustehen. Im Liegen sind vor allem die Schmerzen in der rechten Schulter sehr stark. Die Schmerzen im Kopf und im Nacken sind erträglich, solange ich keine Bewegung mache und auch die Augen ruhig halte. Für die rechte Schulter finde ich keine Liegeposition, welche die Schmerzen lindert. Ich versuche mich auf die linke Seite zu drehen, da mir das Schlafen auf dem

Rücken schwerfällt. Das ist jedoch zu schmerzhaft, sodass ich mich wieder auf den Rücken zurückdrehen muss. Nur ganz flaches Liegen auf dem Rücken mit geschlossenen Augen und gelöschtem Licht ist einigermaßen erträglich.

Der erste Tag

Erst nach mehreren Anläufen schaffe ich es, das Bett zu verlassen. Ich setze mich an mein Pult und mache mich daran, den Unfallhergang niederzuschreiben. Ich unterbreche jedoch immer wieder, weil die Schmerzen zunehmen und mir schwindlig ist. Mir fehlt jegliche Orientierung im Raum. So liege ich fast den ganzen Tag mit heruntergelassenen Jalousien im Bett. Es ist mir auch nicht möglich, etwas zu essen. Da ich keinen Hunger habe, ist es nicht schlimm. Mit den Armen kann ich mich kein bisschen aufstützen, ohne sogleich starke Schmerzen im Schultergürtel zu bekommen. Die Kopfschmerzen sind mittlerweile migräneartig. Immer noch sehe ich übermäßig scharf. Jegliches Drehen der Augen, nach links, rechts, oben oder unten, löst Schwindel aus und ist schmerzhaft. Wenn ich aufstehe, wird mir sofort übel. So schlafe ich bald, tauche immer wieder für mehrere Stunden ab.

Gegen Abend stehe ich nochmals auf und rufe die Nummer an, die auf der Visitenkarte der Unfallverursacherin steht. Die Frau heißt Eva Schilling. Ich erzähle ihr, dass es mir gar nicht gut geht und dass ich am Abend zuvor im Krankenhaus war. Ich teile ihr auch die Diagnose des Arztes mit. Ich weise sie darauf hin, dass sie den Unfall der Versicherung melden muss, worauf sie zögert. Ich versuche, sie zu überzeugen, erkläre ihr, dass dies nicht nur deshalb notwendig sei, weil ich verletzt wurde und auf der Notfallstation war, sondern auch, weil ihr ganz erheblicher Sachschaden gedeckt werden müsse und ich dafür nicht verantwortlich sei. Darauf sagt sie unvermittelt: »Wissen Sie,